

# Christliche Wahrnehmung fremder Religionen und Fremdwahrnehmung des Christentums in der frühen Neuzeit

WOLFGANG REINHARD

Voraussetzungslose Wahrnehmung gibt es nicht; unser Gehirn ist immer vorprogrammiert. Aber die Erforschung früherer Wahrnehmungsprogramme ist in der Lage, das jeweilige Wahrnehmungsergebnis in unsere Perspektive zu rücken. Denn wer über andere schreibt, schreibt immer zugleich über sich selbst – diese Einsicht gilt keineswegs nur für die Auseinandersetzung der Spanier mit den Indigenas im 16. Jahrhundert.<sup>1</sup> Damit wird das Ergebnis der Wahrnehmung zwar unseren aktuellen Voraussetzungen unterworfen, aber zugleich historisch relativiert und dadurch humanisiert. Letzteres ist in unserem Fall dringend nötig, denn die Folgen religiöser Fremdwahrnehmung waren und sind häufig ziemlich unmenschlich.

Die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Wahrnehmung anderer Religionen war im christlichen Europa selbstverständlich theologisch programmiert, das heißt aber zunächst einmal biblisch. Allerdings standen zur theologischen Begründung verschiedene Bibelstellen zur Verfügung, die sich widersprachen und demgemäß mit der üblichen hermeneutischen Beflissenheit den jeweiligen kulturellen und politischen Erfordernissen angepasst werden konnten. Bereits der nachösterliche Missionsbefehl Jesu bietet dazu Ansatzpunkte. Bei Matthäus 28, 18–20 lautet er: *Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe.* Seine offenkundige Verknüpfung mit der Gottesherrschaft ließ sich unschwer als sehr irdisches Programm eines religiösen Imperialismus auslegen. Auch wenn es bei einer früheren Aussendung hieß: *Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe* (Mt 10, 16; Lk 10, 3), so wurde dieses Jesuswort keineswegs immer mit dem Missionsbefehl kombiniert. Bei Markus 16, 15–16 klingt es zunächst freundlicher: *Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.* Man fühlt sich geradezu an

---

1 Vgl. JOHN H. ELLIOTT: The Discovery of America and the Discovery of Man. Proceedings of the British Academy 58(1972) S. 101–125, und in: ANTHONY PAGDEN (Hg.): Facing Each Other. The World's Perception of Europe and Europe's Perception of the World. Bd. 1, Aldershot 2000, S. 159–183, hier S. 163.

die liebenswerte Vogelpredigt des Franziskus von Assisi erinnert und ist daher von der brutalen Eindeutigkeit des folgenden Verses schockiert: *Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt.*<sup>2</sup>

Die konsequente Ausweitung der Mission über das alte Israel hinaus fand bei dem Heidenapostel<sup>3</sup> ihren Niederschlag in dem berühmten Vers Galater 3, 28: *Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr seid alle ‚einer‘ in Christus Jesus.* Aber diese Aussage ließ sich negativ wenden zur Ausgrenzung der beiden Kategorien verdammt Ungetaufte, der Juden und der von den Griechen vertretenen Heiden. Bereits die alte Kirche verstand sich mehr und mehr exklusiv als das neue Israel, das auserwählte Gottesvolk in einer Welt von Verworfenen. Spätestens mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion des Imperium Romanum durch Theodosius 381 verstärkte sich dieser Prozess im doppelten Sinn mit Macht. Das theologische verband sich mit einem kulturellen und politischen Programm; bei Orosius war die Oikumene eine Welt der Römer und Christen, wobei diese Eigenschaften für ihn bereits identisch waren.<sup>4</sup>

Im Bedarfsfall wusste das neue Israel auf die Bibel des alten zurückzugreifen und das Alte Testament durch geschickte Exegese seinen Bedürfnissen anzupassen. Wo es in Eroberung begriffen war, fehlten ihm auch die neuen Kanaaniter nicht, mit denen es keinen Bund schließen durfte, denn auch sein Gott war *ein eifersüchtiger Gott* (Ex 34, 11–17). Das hatte zur Folge: *Wenn der Herr, dein Gott, sie dir ausliefert und du sie schlägst, dann sollst du sie der Vernichtung weihen. Du sollst keinen Vertrag mit ihnen schließen, sie nicht verschonen und dich nicht mit ihnen verschwägern* (Dt 7, 2–3).

Bis auf weiteres war es freilich das Imperium Romanum, das von anderen erobert wurde. Aber die christlichen Römer, mit Augustinus an der Spitze, konnten die Eroberer wenigstens als Barbaren verabscheuen, nicht ohne Grund angesichts ihrer brutalen Rohheit, von der die Quellen der Völkerwanderungszeit Schreckliches zu berichten wissen. Möglicherweise ist in dieser kulturellen Distanz der Grund dafür zu suchen, dass erstaunlich wenig Anstrengungen zur Bekehrung dieser arianischen Ketzler unternommen wurden. Doch allmählich nivellierte sich der Gegensatz. Im katholischen Frankenreich des 6. Jahrhunderts wurde bei Gregor von Tours *Barbar* zum Synonym von *Heide*, ein Sprachgebrauch, der sich um 700 allgemein und auf Dauer durchgesetzt hatte. Im 13. und 14. Jahrhundert waren für das christliche Abendland die Tartaren

2 Ich zitiere die Bibel nach der katholischen Ausgabe der Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980. Dass Mk 16, 16 in der neueren Exegese umstritten sein mag, ändert nichts an seiner Relevanz für das vormoderne Christentum.

3 Das ist die eigentliche Bedeutung von ‚Völker‘-Apostel.

4 Hier orientiere ich mich an MARIANO DELGADO: Abschied vom erobernden Gott. Studien zur Geschichte und Gegenwart des Christentums in Lateinamerika. Immensee 1996, S. 20 f.

der Inbegriff solcher heidnischer Barbaren, weniger die Moslems, die bisweilen als Anhänger eines falschen Propheten zu Häretikern klassifiziert wurden. Das änderte sich erst mit der osmanischen Bedrohung, vor allem seit dem Fall Konstantinopels. Inzwischen hatten aber die Humanisten als italienische Nationalisten *Barbaries* auf neue Weise zum Gegenbegriff von *Romanitas* gemacht, als Bezeichnung für Leute, vorwiegend Nicht-Italiener, die nicht richtig Latein können und insofern als ungebildet und unkultiviert gelten müssen.<sup>5</sup>

Polytheistische Kulturen wie die griechische und die römische, die chinesische und die japanische legten einen kulturellen Maßstab an den Fremden an und gaben ihrer natürlichen Xenophobie die Form von Barbarenverachtung – Fremde, das sind Leute, die nicht richtig reden können, keine Manieren haben, roh und unkultiviert sind, keine elaborierte Schriftkultur besitzen. Monotheistische Kulturen wie die jüdische, die christliche und die islamische verachten den Fremden als Ungläubigen, ein Mangel, der allerdings bei Christen und Moslems im Gegensatz zu den Juden durch Bekehrung zum wahren Glauben behoben werden kann. Aber das römische Christentum verband als einzige Kultur beide Formen von Xenophobie und stigmatisierte den Fremden doppelt und damit besonders dauerhaft und wirkungsvoll zugleich als Barbaren und als Heiden. Die Bedeutung dieser brisanten Kombination für die Wahrnehmung anderer Religionen kann m. E. gar nicht überschätzt werden!

Ungläubige, die keinem christlichen Herrscher unterstanden wie die Juden oder auf dem Boden des ehemaligen Imperium Romanum lebten wie die Moslems, galten den aristotelischen Naturrechtlern des Mittelalters und der Frühneuzeit wie Thomas von Aquin, Cajetan und Vitoria als unabhängige Gemeinwesen, gegen die niemand ohne weiteres Krieg führen durfte, denn die politische Ordnung kam zwar von Gott, aber auf dem Weg über das Naturrecht. Demgemäß war bereits im 13. Jahrhundert für Wilhelm von Tyrus, Franz von Assisi und Raimundus Lullus Mission eine Sache der Sprachenkenntnis, des freundlichen Gesprächs und der Überzeugung mit Vernunftgründen.

Einflussreicher war freilich eine andere Traditionslinie. Ebenfalls im 13. Jahrhundert lehrte Papst Innozenz IV., weil Christus der Herr aller Menschen sei, habe der Papst als Vicarius Christi eine gewisse Obergewalt auch über die Heiden. Zwar berechtige nach der klassischen Lehre des Augustinus nur das Unrecht des Feindes zur Kriegführung, aber Heiden dürfen bekriegt werden, weil sie durch ihre Sünden das Naturrecht verletzen, vor allem durch Götzendienst, denn die Verehrung des einen Gottes ist ein Gebot des Naturrechts, außerdem, wenn sie Glaubensboten nicht zulassen, obwohl man sie natürlich zum Glauben nicht zwingen darf. Weiter ging der Kanonist Hostiensis, nach dem die Heiden dem Papst unterworfen sind und bekriegt werden dürfen, wenn

---

5 W. R. JONES: The Image of the Barbarian in Medieval Europe. Comparative Studies in Society and History 13(1971) S. 376–407, und in: PAGDEN (wie Anm. 1) S. 23–52.

sie das nicht anerkennen. Am weitesten ging Aegidius Romanus, für den Heiden überhaupt keine Rechte haben, weder auf Eigentum noch auf politische Unabhängigkeit.<sup>6</sup> Bei der Kaiserkrönung wurde das Schwert mit den Worten überreicht: *Nimm hin das Schwert aus den Händen der Apostel [...] Rotte die Feinde des christlichen Namens aus und vernichte sie*<sup>7</sup> – Deuteronomium lässt grüßen! Erst mit der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils verschwand das Gebet für den Kaiser aus den großen Fürbitten des Karfreitags, wo es hieß: *Oremus et pro christianissimo imperatore N. ut Deus et Dominus noster subditas illi faciat omnes barbaras nationes, ad nostram perpetuam pacem.*<sup>8</sup>

Unter diesen Umständen erstaunt nicht, dass christliche Wahrnehmung unbekannter Religionen mental vom Heiden- wie vom Barbarenprogramm gesteuert wurde und obendrein der Legitimation von Gewaltanwendung nicht abgeneigt war. Allenfalls erwartete man, dass die einfältigen Barbaren leichter zu bekehren sein würden als die notorisch verstockten Moslems. Columbus schilderte die freundlichen nackten Eingeborenen der Westindischen Inseln zunächst äußerst positiv, nicht nur als Sklaven gut geeignet, sondern auch leicht zu bekehren, *denn mir schien, dass sie keinerlei Sekte angehören.*<sup>9</sup>

Das Fehlen eines elaborierten Kultes veranlasste europäische Besucher sogenannter Primitiver in allen Teilen der Welt immer wieder zu der Feststellung, diese hätten überhaupt keine Religion. Von den brasilianischen Tupí und Tupinambá wird dergleichen von Anfang an von katholischen wie evangelischen Besuchern berichtet. Noch 1614 schreibt der Kapuziner Claude d'Abbeville: Sie verehren keinen Gott, haben weder Religion noch Opfer noch Priester noch Gebete, aber sie kennen Gott, der im Donner zu ihnen spricht und zahlreiche böse Geister, die sie quälen und irreführen. Der Teufel hat große Macht über sie, wie man schon an den grausamen, kannibalischen Kriegssitten dieser Barbaren erkennen kann.<sup>10</sup>

Auch der Jesuit Pierre Biard berichtet 1612 dem Ordensgeneral, die Algonkinindianer der kanadischen Provinz Acadie hätten weder Tempel, Riten, Zeremonien und *disciplinam* noch Gesetze und Gemeinwesen. Ihre ganze Religion bestehe aus Zauberei und Gesängen, um Jagdbeute zu erlangen und ihren Feinden zu schaden, sie glaubten an Träume und ihre Zauberer riefen den bösen Geist an, um die Zukunft zu erkunden. Wenn einer nicht am vorhergesagten

6 JOSEPH HÖFFNER: Kolonialismus und Evangelium. Spanische Kolonialethik im Goldenen Zeitalter. 3. Aufl. Trier 1972, S. 55–73.

7 Ebd. S. 63.

8 Missale Romanum. 25. Aufl. Regensburg 1945, S. 199.

9 HÖFFNER (wie Anm. 6) S. 112, 114; DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 193 f.

10 MARIANO DELGADO u. a. (Hg.): Gott in Lateinamerika. Düsseldorf 1991, S. 126 f.; DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 116 f.

Tag stirbt, wird nachgeholfen – *Haec pietas est Satanae mancipiis*.<sup>11</sup> In seinem umfangreichen Bericht an den König fügt er 1616 noch hinzu, neben ihren Manitus glaubten sie an einen Gott, die Sonne, die sie um Jagdbeute bäten, und hegten vage Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode und der Vergeltung von Gut und Böse.<sup>12</sup>

Aber noch im frühen 18. Jahrhundert meinte der reformierte Pfarrer und Landeskenner François Valentyn, die Bewohner Neuguineas lebten wie die Tiere in völliger Religionslosigkeit und die Molukker kannten keinen Gott, wohl aber verschiedene Teufel, die ihnen schaden oder auch helfen würden.<sup>13</sup>

Obwohl einige dieser Beobachtungen durchaus nicht ohne völkerkundlichen Wert sind, schlagen doch zwei grundlegende Wahrnehmungsmuster durch, kombiniert, obwohl sie nicht völlig kompatibel sind, Götzendienst als Teufeldienst einerseits, Religionslosigkeit als wüsteste Barbarei, ein Extremfall der erwähnten europäischen Verbindung des Heidentopos mit dem Barbarentopos. Ausdrücklich wird Cicero zitiert, der erklärt hatte, eine Religion zu haben, unterscheide erst den Menschen vom Tier.<sup>14</sup> Entsprechend wurden die Indianervölker außerhalb der Hochkulturen und nicht selten auch deren Angehörige geschildert, ganz im Gegensatz zum idyllischen Eindruck der ersten Entdeckung. Nach einem Bericht aus der Neuen Welt, den Petrus Martyr von Angiera in „De Orbe novo“ VII 4 wiedergibt, seien sie Kannibalen und Sodomiter, nähmen ihre Weiber öffentlich und von hinten wie die Tiere, äßen Insekten und Würmer, ohne sie zu kochen, seien ebenso verlogen wie brutal, nackt und dumm, Trunkenbolde ohne Mitleid und Sinn für Gerechtigkeit, kurzum *richtige wilde Tiere [...] voller Laster und Bestialitäten ohne jeden Schimmer von Güte und Kultur*.<sup>15</sup> Bekanntlich musste Papst Paul III. 1537 zur Rechtfertigung der Mission in der Bulle *Sublimis Deus* den Indigenas ausdrücklich bescheinigen, sie seien keine Tiere, sondern rationale Wesen wie die übrigen Menschen und daher zur Annahme der christlichen Botschaft fähig.<sup>16</sup>

Denn das topische Wahrnehmungsmuster des barbarischen, ja tierischen Heiden hatte eine politische Funktion; es diente der Legitimation der Eroberung. Die Väter der berüchtigten, *zur Beruhigung des königlichen Gewissens*

11 LUCIEN CAMPEAU (Hg.): Monumenta Novae Franciae I. La première mission d'Acadie 1602–1616. Rom / Quebec 1967 (Monumenta Missionum Societatis Iesu 23 = Monumenta Historica Societatis Iesu 96), S. 213 f.

12 Ebd. S. 506–508.

13 Nach JÖRG FISCH: Hollands Ruhm in Asien. François Valentyns Vision des niederländischen Imperiums im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1986, wo V.s 5000seitiges Werk „Oud en Nieuw Oost-Indiën“ (1724–26) analysiert wird.

14 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 116.

15 Ebd. S. 113.

16 WOLFGANG REINHARD: Geschichte der europäischen Expansion II: Die Neue Welt. Stuttgart 1985, S. 65.

eingeführten obligatorischen Erobererproklamation, des *Requirimiento*, beriefen sich ebenso wie manche Conquistadoren auf Deuteronomium 20, 10–14: *Wenn du vor eine Stadt ziehst, um sie anzugreifen, dann sollst du ihr zunächst eine friedliche Einigung vorschlagen. Nimmt sie die friedliche Einigung an und öffnet dir die Tore, dann soll die gesamt Bevölkerung, die du dort vorfindest, zum Fronddienst verpflichtet und dir untertan sein. Lehnt sie eine friedliche Einigung mit dir ab und will sich mit dir im Kampfe messen, dann darfst du sie belagern. Wenn der Herr, dein Gott, sie in deine Gewalt gibt, sollst du alle männlichen Personen mit scharfem Schwert erschlagen. Die Frauen aber, die Kinder und Greise, das Vieh und alles, was sich sonst in der Stadt befindet, alles, was sich darin plündern lässt, darfst du dir als Beute nehmen.* Die Indigenas als sittenlose Götzendiener waren eben die neuen Kanaaniter, die dem Eroberungsdrang eines neuen auserwählten Volkes im Wege standen, noch deutlicher bei den bibelfesten Puritanern Neuenglands, wo der Herr seinen Engel mit dem Flammenschwert, sprich einer Pockenepidemie, vorausgeschickt hatte, um Land für sein neues Israel frei zu machen.<sup>17</sup>

Fürsprecher der Indigenas, die deren Unglauben ja nicht bestreiten konnten, hatten sich demnach zuerst mit dem Vorwurf der Barbarei auseinanderzusetzen, der erhöhte Brisanz durch die Feststellung des Aristoteles, der größten Autorität der Antike, gewann, es gebe Barbaren von Natur aus, die zur Knechtschaft bei edleren Menschen bestimmt seien, denn im Grunde könne ihnen gar nichts besseres widerfahren. Ungeachtet der ziemlich modernen Einsicht, jedes Volk neige dazu, jedes andere für barbarisch zu halten, blieb auch Bartolomé de Las Casas nichts anderes übrig, als sich auf den Barbareivorwurf des großen Aristotelikers Sepulveda einzulassen und ihn durch Zerpflücken zu entschärfen. Er unterscheidet vier Klassen von Barbaren. Erstens ist jedes Verhalten gegen Vernunft und Menschlichkeit barbarisch, eigentlich eine individuelle Kategorie. Zweitens gelten damals Völker ohne literarische Bildung lateinischen Zuschnitts als Barbaren. Aber das ist keine Frage der Natur, sondern der Erziehung und trifft z. B. auch auf die Engländer und die spanischen Bauern zu. Drittens sind Menschen Barbaren, denen Gesittung und soziale Organisation fehlt, so dass sie leben wie die Tiere. Auf diese träfe das Verdikt des Aristoteles zwar zu, aber sie sind eher selten und vor allem gehören die Indianer nicht dazu. Um den empirischen Nachweis für diese Behauptung zu führen, wurde Las Casas zum Begründer der vergleichenden Völkerkunde. Viertens werden generell die Heiden als Barbaren bezeichnet, weil Götzendienst Fehlverhalten der ersten Art hervorbringen kann, aber nicht muss, wie er beweisen möchte.<sup>18</sup>

17 ALDEN T. VAUGHAN: *The New England Frontier. Puritans and Indians, 1620–1675.* Boston / Toronto 1965, S. 21 f.

18 Nach WOLFGANG REINHARD: *Missionare, Humanisten, Indianer im 16. Jahrhundert.* Ein gescheiterter Dialog zwischen Kulturen? Regensburg 1993, S. 12.

Ähnlich, wenn auch mit bezeichnender Schwerpunktverschiebung, geht etliche Jahrzehnte später der Jesuit José de Acosta in seinem maßgebenden missionstheoretischen Werk „De Procuranda Indorum Salute“ von 1588 mit dem Barbareivorwurf um. Barbaren sind für ihn Leute, die *vom richtigen Gebrauch der Vernunft und den gemeinsamen Gewohnheiten der Menschheit* abweichen. Barbaren der obersten Stufe wie die Chinesen, Japaner und andere *Ostinder* besitzen Staaten und Städte, Gesetze und Beamte, und, was ausschlaggebend ist, Bücher und literarische Bildung. Sie mögen zwar in religiöser und sittlicher Hinsicht von der Vernunft und dem Naturgesetz abweichen, sind aber wie einst die Griechen und Römer bevorzugt zum Evangelium berufen. Auf einer mittleren Stufe fehlen die Schrift und geschriebene Gesetze, Philosophie und Wissenschaft, aber es gibt organisierte Gemeinwesen mit Amtsträgern, eine elaborierte Religion und ein gewisses Maß an Gesittung. Bewundernswerte mündliche Traditionsleistungen ersetzen bis zu einem gewissen Grad die fehlende Schriftkultur. Zu dieser Gruppe zählen die Peruaner und die Mexikaner sowie weitere Indianervölker. Die meisten Indianer freilich gehören in der Tat zur niedrigsten Barbarengattung der aristotelischen Knechte von Natur, die wie Tiere ohne menschliche Ordnung dahinleben. Aber Gott liebt auch die Tiere und sogar diese Barbaren besitzen daher die Fähigkeit zur Glaubenserkenntnis und zur Gesittung. Das Ganze ist eine Frage der Erziehung, allerdings über Generationen hinweg. Denn kein Volk ist so roh und dumm, dass es nicht durch richtige Erziehung veranlasst würde, *die Barbarei abzulegen und Humanität und feine Sitten anzunehmen*, wie die Spanier aus Asturien und Kantabrien.<sup>19</sup> Einstweilen allerdings ist noch Zurückhaltung in der Zulassung der Indigenas zu den Sakramenten geboten, auch bei jenen der mittleren Stufe; die Priesterweihe kommt wegen ihrer Triebhaftigkeit für sie nicht in Frage.<sup>20</sup>

Diese Position ist bereits Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Religionen der Hochkulturen und der Erfahrung ihrer latenten Resistenz, Ergebnis eines komplizierten und widersprüchlichen Wahrnehmungsprozesses, der seinen Schwerpunkt in Mittelamerika hatte. Die Wahrnehmung war zunächst dadurch erschwert, dass die Europäer damals noch kaum echte Polytheisten kannten, sondern im Grunde nur Juden und Moslems. Es mutet nur uns grotesk an, ist aber durchaus verständlich, dass die Conquistadoren mexikanische Stufenpyramiden als ‚Moscheen‘ bezeichneten. Freilich, solche Anknüpfung an Bekanntes konnte die Wahrnehmung in West- wie in Ostindien in die Irre führen.

Offensichtlich waren die Hochkulturvölker von einer tiefen, bisweilen geradezu heroischen Religiosität, mit deren Deutung man sich ebenso schwer tat wie mit den zahlreichen Analogien zum christlichen Kultus, die man entdeckte oder, ausgehend von Bekanntem, zu entdecken meinte. Verschiedene Gruppen

---

19 Ebd. S. 13 f.

20 Ebd. S. 16.

der Indigenas kannten angeblich nicht nur den einen Gott, sondern sogar die Dreifaltigkeit, die Menschwerdung, die Ohrenbeichte, das vierzig tägige Fasten. Besonders der symbolische Kannibalismus des christlichen Abendmahls kehrte in entsprechenden symbolischen oder real-kannibalischen Opfermahlzeiten wieder.<sup>21</sup>

Drei verschiedene Erklärungen wurden dazu durchgespielt und teilweise kombiniert. Erstens wurde mit der altkirchlichen Denkfigur einer *Praeparatio evangelica* durch die Vorsehung argumentiert, im Sinne der Predigt des Paulus in Athen (Ap 17, 16–34, hier 22–23): *Athener, nach allem, was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen. Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer ansah, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: dem unbekanntem Gotte. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch.*

Zweitens wurde mit einer Urevangelisation durch die Apostel Thomas oder Bartholomäus gerechnet, um deren heruntergekommene Restbestände es sich handle. Wenn Thomas und Bartholomäus nach Indien kamen, wie es hieß, warum sollte damit nicht das Indien im Westen gemeint sein? Quetzalcoatl, der weißhäutige und bärtige Kulturheros der Tolteken, ließ sich als Apostel Thomas deuten. Gott hätte dann die Menschen der neuen Welt nicht anderthalb Jahrtausende der ewigen Verdammnis überlassen, ein Problem, das manchen Theologen beschäftigte, sondern auch dort die frohe Botschaft zur selben Zeit verkündigen lassen wie im Rest der Welt. Las Casas freilich benötigte dieses Argument nicht und lehnte es ab, denn dann wären die Indigenas ja vom wahren Glauben abgefallen und konnten als Ketzer definiert werden, was nach damaligen Maßstäben schlimmer war als Heide zu sein.

Drittens konnte alles auf Teufelstrug zurückgeführt werden. War nicht der Teufel der Affe Gottes, der sich daran ergötzte, die Menschen zu Perversionen der heiligen Riten der Kirche zu verführen? Acosta bekannte sich 1588 zu dieser Auffassung, kombinierte sie aber mit der ersten insofern, als die Mission gegen den Willen des teuflischen Urhebers an dessen Trugbilder anknüpfen konnte, um die Indigenas die Wahrheit zu lehren.<sup>22</sup>

Wie im zeitgenössischen Europa ist der Teufel auch in Amerika allgegenwärtig und wird sogar von Las Casas zur Erklärung von Schwächen der Indigenas herangezogen, etwa ihrer Trunksucht, zu der er sie verführt habe. Bezeichnend für das Wahrnehmungsmuster Teufelswerk ist die Art und Weise, wie der üblichen indianischen Zauberei von ihren Verfolgern allmählich das europäische Hexenmuster samt Teufelsbund und Hexensabbat übergestülpt wurde, Vorstellungen, die den Indigenas ursprünglich völlig fremd waren. Überwiegend

21 TORIBIO MOTOLINÍA: *History of the Indians of New Spain*. Berkeley 1950, Ndr. Westport 1977, S. 46; DELGADO: *Gott* (wie Anm. 10) S. 142 (Text von Acosta); DELGADO: *Abschied* (wie Anm. 4) S. 113.

22 DELGADO: *Abschied* (wie Anm. 4) S. 137; DELGADO: *Gott* (wie Anm. 10) S. 142.



wurde allerdings die gesamte indianische Religion als Teufelswerk angesehen. Das konnte sogar eine Art von Entlastung der Indianer bedeuten, die jetzt als Opfer Satans galten, die befreit werden mussten, und nicht mehr als minderwertige Halbtiere.<sup>23</sup> So ähnlich konnten übrigens auch die neuenglischen Puritaner argumentieren.<sup>24</sup> Solche Vorstellungen wurden durch die Tatsache begünstigt, dass die Götter der Indigenas wie in vielen Polytheismen teilweise eher amoralisch bzw. gut und böse zugleich waren. *Sie glauben, dass es einen Gott gibt, der reiner allmächtiger Geist, Schöpfer und Lenker aller Dinge ist*, schrieb Pater Sahagun 1570 über die Religion der Azteken, *sie nennen ihn [Tezcatlipoca]. Ihm schreiben sie alle Treue und Schönheit und Seligkeit zu, aber auch viele andere Dinge, die mehr zur teuflischen denn zur göttlichen Natur gehören.*<sup>25</sup> Außerdem entsprachen zumindest die mexikanischen Götterdarstellungen nicht dem ästhetischen Kanon der religiösen Kunst Europas und konnten insofern unschwer als Teufelsfratzen wahrgenommen werden.

Der abscheuliche Götzendienst der Indigenas galt aber ungeachtet der Komponente teuflischer Verführung durchaus als schuldhaft, weil er die mögliche und naturrechtlich verpflichtende natürliche Gotteserkenntnis verfehlt hatte. Nach Thomas von Aquin ist von Natur erkennbar, dass es Gott gibt, auch wenn seine Beschaffenheit nur durch Offenbarung zugänglich ist. Ausschlaggebend war die klare Aussage Römer 1, 18–21: *Der Zorn Gottes wird vom Himmel herab offenbart wider alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten. Denn was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar; Gott hat es ihnen offenbart. Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit. Daher sind sie unentschuldig. Denn sie haben Gott erkannt, ihn aber nicht als Gott geehrt und ihm nicht gedankt.* An dem unentschuldig dieses Textes war nicht leicht zu rütteln. Die Ausmerzung der indianischen Religion wurde unter diesen Umständen geradezu als Christenpflicht aufgefasst.<sup>26</sup>

Die berühmten ‚zwölf Apostel Mexikos‘ der frühen Observantenmission haben in ihrem Glaubensgespräch mit den Aztekenpriestern, dessen ‚Protokoll‘ überliefert ist,<sup>27</sup> zwar den irenischen Dialog des Franziskus praktiziert, wie er damals auch von Erasmus von Rotterdam gefordert wurde, aber ohne dem Götzendienst ihrer Gegenüber auch nur eine Spur natürlicher Gotteserkenntnis

23 ELLIOTT (wie Anm. 1) S. 178 f.

24 VAUGHAN (wie Anm. 17) S. 18 f.

25 DELGADO: Gott (wie Anm. 10) S. 121.

26 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 118 f.

27 WALTER LEHMANN: Sterbende Götter und christliche Heilsbotschaft. Wechselreden indianischer Vornehmer und spanischer Glaubensapostel in Mexiko 1524. Stuttgart 1949.

zuzugestehen.<sup>28</sup> Vermutlich nicht ohne Zusammenhang mit dem ursprünglichen Idealbild des franziskanisch beeinflussten Columbus waren die spanischen Observanten von einer kirchlich domestizierten spiritualistischen Apokalyptik einerseits, von einem spezifisch spanischen judenchristlichen Messianismus und nationalen Chiliasmus andererseits geprägt. In der elften Stunde der Welt wollten sie im Westen mit den in vorbildlicher Bedürfnislosigkeit und heiliger Einfach lebenden Indigenas die neue Kirche des endzeitlichen *Genus angelicum* gründen. Die Spanier galten ihnen einerseits als habstüchtige Störenfriede, die sie insofern nicht minder heftig bekämpften, wie es die Dominikaner um Las Casas taten, andererseits aber auch als Werkzeuge der Vorsehung, die durch ihre gewaltsame Eroberung die Mission erst ermöglicht haben. In den Worten MARIANO DELGADOS, dem ich hier weitgehend folge, waren insofern auch sie Apostel des „erobernden Gottes“.

Daher die erstaunlich bösertige Kritik, die der prominente Franziskaner und Indianerfreund Toribio de Benavente, genannt *Motolinía*, an Las Casas übte. Ein falscher Prophet sei dieser, wenn er behaupte, dass kein Eroberungskrieg gegen die Indigenas gerecht sei, habe doch Jesus selbst gesagt, das Evangelium müsse unbedingt auf der ganzen Welt verkündet werden, bevor es mit ihr zu Ende gehe. Die Eroberer müssten sich daher im Gegenteil sogar besonders beeilen.<sup>29</sup> Die Observanten hingegen *öffneten den Indianern die Augen und machten ihnen klar, dass es der Teufel war, dem sie dienten, und dass es dessen Absicht war, alle die ihm glaubten, in die ewige Verdammnis mit ihren Leiden zu führen.* Zu Zeiten religiöser Feste sei *das Land ein Abbild der Hölle*, weil die an und für sich friedfertigen Indios sich bei diesem Anlass durch Alkohol- und Drogenkonsum in die Hand des Teufels begäben.<sup>30</sup>

Mit liebevoller Zuneigung und bewundernswerter Akribie erforschte vor allem Fray Bernardino de Sahagun die Religion und die gesamte Kultur der Azteken. Sein Werk ist noch heute die wichtigste Schriftquelle dafür. Seine Sympathie beschränkte sich aber auf die Menschen, die er wie ein Arzt von ihrer Krankheit heilen wollte, nämlich von ihrem teuflischen Götzendienst, den er zu diesem Zweck aufs genaueste kennen lernen musste, wie ein Mediziner eine Seuche studiert.

Allein Bartolomé de Las Casas wagte es, unter Rückgriff auf Thomas von Aquin, das paulinische *unentschuldig* behutsamer auszulegen. Die wahre Absicht der Götzendiener sei es doch, die göttliche Macht zu verehren, deren Existenz sie ihre natürliche Vernunft lehre, von deren Beschaffenheit sie sich aber ohne Offenbarung und mit einer nach dem Sündenfall geschwächten Vernunft keine richtige Vorstellung zu machen wüssten. Als vergleichender

28 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 124–128.

29 Ebd. S. 219.

30 TORIBIO MOTOLINÍA (wie Anm. 21) S. 45.

Ethnologe gelangte er sogar zu dem für das antikegläubige 16. Jahrhundert provozierenden Schluss, die Religion der Indigenas sei weniger durch schmutzige sexuelle Riten befleckt als diejenige der verehrten Griechen und Römer. Sogar für die berüchtigten Menschenopfer fand er freundliche Worte, sei es doch Ausdruck tiefster Religiosität, Gott das Kostbarste darzubringen, was es gibt, nämlich den Menschen selbst.<sup>31</sup> Schließlich habe es auch im Alten Testament Menschenopfer gegeben – auf die nahe liegende neutestamentliche Parallele hingegen ging er meines Wissens nicht ein.

Das bedeutete eine relative Entdämonisierung; die Indianerreligionen waren jetzt nicht mehr Teufelsdienst, sondern höchstens Ergebnis teuflischer Täuschung, wie sie als Aberglaube schließlich auch unter Christen vorkam. Weiter konnte er nicht gehen; eine völlige Entdämonisierung fremder Religionen war gläubigen Europäern noch lange nicht möglich, bei Protestanten nicht vor Schleiermacher,<sup>32</sup> bei Katholiken nicht vor dem 2. Vatikanischen Konzil. Ungeachtet der bei Thomas von Aquin gegebenen Ansatzpunkte rechnete auch Las Casas nicht mit einem Weg zum Heil außerhalb der Kirche. Auch für ihn endeten alle Ungetauften nach wie vor in der Hölle. Seine Rechtfertigung der indianischen Religionen stand nicht im Dienste theologischer Innovation, sondern sollte dem praktischen Indianerschutz dienen, indem Argumente entkräftet wurden, die zur Rechtfertigung der Conquista dienen mussten.

So konnte José de Acosta als Kompromiss zur Lehre vom Teufelsdienst zurückkehren, aber mit der Variante einer überaus kläglichen Leistung der natürlichen Vernunft bei den Indigenas. Das entsprach der heftigen Reaktion auf die Erkenntnis des späteren 16. Jahrhunderts, dass diese keineswegs Wachs in den Händen der Missionare waren, wie die Observanten einst geglaubt hatten, sondern das oktroyierte Christentum aufs eleganteste in ihre religiösen Systeme einzufügen wussten – bis heute, so dass die ältere, harmonisierende Kategorie *Synkretismus* dafür nach dem gegenwärtigen Wissensstand nicht mehr angebracht erscheint. Wenn die Missionare den Apostel Thomas mit Quetzalcoatl identifizierten, avancierte der Hl. Thomas zum Morgenstern, denn Quetzalcoatl war auch der Gott des Morgensterns. Wenn die Missionare Christus nach Maleachi 3, 20 als *Sonne der Gerechtigkeit* vorstellten, dann verwandelten ihn die Indigenas in den Sonnengott.<sup>33</sup> Wenn die Missionare gut biblisch die Kraft des Herrengebetes priesen, dann musste das Vaterunser rückwärts aufgesagt besondere magische Kraft entfalten.<sup>34</sup>

31 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 129–137.

32 Ebd. S. 130.

33 Nach REINHARD: Missionare (wie Anm. 18) S. 18 f.

34 Vgl. z. B. INA RÖSING: Die heidnischen Katholiken und das Vaterunser im Rückwärtsgang. Zum Verhältnis von Christentum und Andenreligion. Heidelberg 2001 (Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 21 [2001]).

Dies ist durchaus eine Weise, das Christentum wahrzunehmen, über die wir freilich nur wenig und solches auf indirektem Weg erfahren. Den Indigenas waren die Denkform der Metapher und die gesamte, in jahrtausendlangem Umgang mit der jüdischen Bibel entwickelte philologische und hermeneutische Kultur Europas fremd. So mussten sie die neue Botschaft missverstehen, sie wörtlich nehmen bzw. in ihre Mythen einpassen. Die hermeneutisch geschulten Europäer bildeten sich implizit wohl schon damals ein, sie verstünden Andere besser als diese sich selbst, nicht zuletzt, wenn sie von Sympathie für diese Anderen bewegt waren. Freilich, auf diese Weise wurde ihre Art von Wahrnehmung für sie eine Quelle der Macht, ein Instrument zur mentalen Überwältigung der Anderen. Die Religionen der Indigenas wurden recht akkurat beschrieben, aber ungeachtet aller Varianten ebenfalls immer in das eigene religiöse Weltbild eingepasst.

Das wird besonders deutlich an spanisch erzogenen Indios oder Mestizen, die eine Art Mittelweg zwischen beiden Welten suchten. In Peru betrachtete Garcilaso de la Vega die vorinkaischen Kulte als Teufelsdienst, die Inkareligion mit dem Schöpfergott Pachacámac und der Sonne hingegen als einen Monotheismus, an dessen Begriffswelt das Christentum anknüpfen sollte. Felipe Guamán Poma de Ayala hingegen hielt die vorinkaische Religion als Ergebnis der Urevangelisation durch den Apostel Thomas für reine Gottesverehrung, die vom Götzendienst der Inka unterdrückt wurden sei – de la Vega war Inkaabkömmling, Poma de Ayala entstammte der vorinkaischen Elite, aber für beide bildete gleichermaßen das spanische Christentum die selbstverständliche Bezugsgröße.<sup>35</sup>

Die Wahrnehmung indianischer Religion und die Reaktion darauf bei den Puritanern Neuenglands unterschied sich zwar in bezeichnender Weise graduell, keineswegs aber prinzipiell vom lateinamerikanischen Muster. Die ungleich größeren Erfolge der katholischen Missionen zu Beginn der europäischen Expansion haben ohnehin mehr mit politischen und institutionellen als mit theologischen Unterschieden zu tun. Zum massiven politischen Vorsprung der iberischen Mächte kam das religiöse Engagement ihrer Monarchen und Eliten, das bei der englischen Krone und den Kaufleuten der englischen und niederländischen Handelsgesellschaften zwar theoretisch vorhanden, aber in der Praxis ungleich schwächer ausgebildet war.<sup>36</sup> Vor allem aber verfügte die katholische Kirche über die gut organisierten und ausgebildeten Ordensleute, während evangelische Pastoren überwiegend nicht nur praktisch, sondern sogar theologisch an ihre Gemeinden gebunden blieben.<sup>37</sup>

35 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 90 f., 142–147.

36 VAUGHAN (wie Anm. 17) S. 235 f.

37 Ebd. S. 238.

Noch Cotton Mather galten 1702 *these doleful creatures als the veriest Ruines of Mankind* [...] *One might see among them, what a hard Master the Devil is, to the most devoted of his Vassals*. Zwar konnten und mussten sie als Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels von der Herrschaft Satans befreit, erzogen, zivilisiert und christianisiert werden, aber der berühmte Indianermissionar John Eliot *could not, as Gregory once of our Nation, see anything Angelical to bespeak his labours for their Eternal Welfare, all among them was Diabolical*.<sup>38</sup> Außerdem waren die Puritaner stolz darauf, höhere Anforderungen an die Bekehrung zu stellen als die verabscheuten Jesuiten im benachbarten Kanada, nicht nur Glaube wurde verlangt, sondern auch Bibelkenntnis und sogar ein Bekehrungserlebnis – Ansprüche, denen auch nicht besonders viele Engländer gerecht wurden.<sup>39</sup> Und im Konfliktfall schlug der Abscheu vor den Teufelsdienern rasch in Vernichtungswillen um.<sup>40</sup> Da man anders als im spanischen Amerika nicht ihre Personen, sprich ihre Arbeitskraft, haben wollte, sondern nur ihr Land, waren sie vollkommen entbehrlich.

Die feste Verbindung von Barbarei und Heidentum mit der fremden Religion als Teufelsdienst war als Wahrnehmungsmuster der Christen in Ost- und Südasiens weniger deutlich ausgeprägt. Die mittelalterlichen Asienreisenden und –missionare berichten ziemlich nüchtern und im Falle der Chinesen sogar ausgesprochen positiv. Giovanni da Piano Carpini OFM schreibt 1246 nieder, was er bei den Mongolen über sie gehört haben will. Sie seien zwar Heiden, hätten aber angeblich ein Altes und ein Neues Testament, Kirchenväter, Reclusen, Gottesdiensthäuser zum Gebet und Heilige. Sie verehrten den einen Gott, ehrten Jesus Christus, glaubten an ein ewiges Leben, aber ohne Taufe. Sie seien den Christen geneigt und gäben viele Almosen. Es scheine sich um freundliche und kultivierte Leute zu handeln.<sup>41</sup> Giovanni da Cora OP weiß um 1330 schon zuverlässiger zu berichten, nicht nur von dem kahlrasierten und rotgekleideten Papst der Chinesen, dem wichtigsten Vasallen des Großkhans, sondern äußerst positiv von den zahlreichen, großen, reichen und äußerst wohlthätigen Männer- und Frauenklöstern, die es in jeder Stadt gibt. Sie leben in großer Ordnung, stehen zur Matutin früh auf und werden mit Glocken zu ihren Gottesdienststunden gerufen, sie halten die Keuschheit, niemand von ihnen heiratet. Damit ist allerdings die Anknüpfung an christliche Verhältnisse beendet, denn als Nächstes heißt es unvermittelt, aber ohne kritischen Kommentar: Sie sind Götzendiener; über ihren zahlreichen Götzen stehen vier

---

38 COTTON MATHER: *Magnalia Christi Americana*. London 1702, nach: PERRY MILLER / THOMAS H. JOHNSON (Hg.): *The Puritans*. New York 1938, Bd. 2, S. 504 f.

39 VAUGHAN (wie Anm. 17) S. 237 f.

40 Ebd. S. 19.

41 ANASTASIUS VAN DEN WYNGAERT (Hg.): *Sinica Franciscana*. Bd. 1, Florenz 1929, S. 57 f.

Götter, die sie als Statuen darstellen, doch darüber gibt es noch einen höchsten Gott.<sup>42</sup>

Über Indien wird um dieselbe Zeit viel kritischer berichtet, so von Giovanni da Montecorvino OFM 1292/93: Die Menschen dieser Gegend sind Götzendienen ohne Sittengesetz. Sie haben weder Bildung noch Bücher, sondern nur ein Alphabet zur Buchführung und um Zaubersprüche und Gebete an ihre Idole auf Palmblätter zu schreiben. Sie gehen einzeln und jederzeit ohne feste Stunde zur Verehrung in ihre Götzenhäuser. Es gibt Fast- und Festzeiten, aber keinen festen [Ruhe-]Tag im Kalender. Sie haben keinerlei Sündenbewusstsein. Vor allem Fleischsünden halten sie nicht für solche und scheuen sich auch nicht, das zu sagen.<sup>43</sup> Odorico da Pordenone schreibt 1330 aus Colombo: Sie verehren den Ochsen als Gott [...], sie fangen seinen Kot und Urin auf, waschen und bezeichnen sich damit und fühlen sich dann für den Tag geweiht [...] Sie tun noch andere Dinge, über die zu schreiben bereits ein Greuel, eine *abominatio*, wäre. Erwähnt werden Menschenopfer, die Witwenverbrennung und der Brauch, sich vom Prozessionswagen eines Gottes zu Tode überfahren zu lassen<sup>44</sup> – alles mit scharfem Blick ziemlich zutreffend geschildert, aber voll Abscheu und ohne Verständnis. Offensichtlich standen die Christen den Hindureligionen viel kritischer gegenüber als den ostasiatischen, vor allem dem Buddhismus, wo sie bei grundsätzlicher Ablehnung doch eher bereit waren, Lobenswertes zu entdecken. Dabei sollte es bleiben. Noch im 19. Jahrhundert galten Hindubräuche den britischen *Evangelicals* und ihren utilitaristischen Nachfolgern als *abomination*.

Auf der anderen Seite hält ein spanischer Franziskaner namens Ignatius von Loyola [!] 1584 die chinesischen Zeremonien zwar für heidnisch, unterscheidet sie aber von jenen der Moslems und anderer Ungläubiger, denn sie ließen ebenso wie gewisse Bilder einen frühen Einfluss des Evangeliums erkennen. Schließlich habe nach chinesischer Überlieferung vor langer Zeit ein Mann dort einen neuen Weg zum Himmel gepredigt – das könne nur der Apostel Thomas gewesen sein. Die Chinesen verehrten zwar den Teufel, aber nur aus Angst, um ihn wohlwollend zu stimmen. Trotz ihrer zahlreichen heidnischen Irrtümer seien sie leicht für das Christentum zu gewinnen. Schließlich glaubten sie alle an die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung von Gut und Böse im Jenseits.<sup>45</sup>

Vor allem die Jesuiten vertraten eine optimistischere Sicht der Dinge, zunächst in Japan, wo sie mit den dortigen Varianten des Buddhismus konfron-

42 HENRY YULE / HENRI CORDIER (Hg.): *Cathay and the Way Thither*. Bd. 3, London 1914, Ndr. Nendeln 1967, S. 93 f.

43 *Sinica Franciscana*, Bd. 1 (wie Anm. 41) S. 342 f.

44 Ebd. S. 440 f., 443 f.

45 Ebd., Bd. 2, Florenz 1933, S. 206–208.

tiert wurden. Sie berichten zutreffend von Varianten des Reines-Land-Buddhismus mit dem Paradies des Amida im Westen und von den Zen-Anhängern, die nur Spott für die Amida-Verehrer mit ihren Rosenkränzen und der endlosen Wiederholung des Kurzgebets *Namu Amida Butsu* [*Preis dem Buddha Amida*] übrig haben. Denn für sie ist Erlösung nichts als die Stille der Seele im Leib, die durch lange Meditation, ohne an etwas zu denken, erreicht wird. Hölle ist für sie demgegenüber der Zustand ruheloser Vorstellungen und der Belastung mit Sorgen. Pater João Rodrigues, zeitweise Dolmetscher des Shogun, schrieb in seiner Darstellung Japans, die Japaner seien die frömmsten von allen Völkern des Ostens, nicht nur um von ihren falschen Göttern zeitliche Vorteile zu erbitten, sondern vor allem um mit ganzem Herzen Rettung im nächsten Leben zu erlangen, sei es auch auf falsche und irrige Weise. Aber die prächtigen Tempel, der Respekt vor den Priestern, die Abstinenz und das Fasten, die Gelübde und Almosen, das entsagungsvolle Leben der Eremiten beeindruckten ihn ebenso sehr wie die Frömmigkeit einfacher Leute, die ihr Gebet zu Amida singen, während sie ihres Weges ziehen, die in der Frühe aufstehen, um eine Stunde und mehr in einem Tempel zu beten, und lange Pilgerfahrten zu besonders wichtigen Schreinen unternehmen. Vielleicht hat Gott eine besondere Vorliebe für dieses Volk am Ende der Welt, vielleicht ist es mit jenem identisch, von dem der Prophet Jesaja schrieb: Geht, ihr Boten, zu einem Volk, das auf euch wartet, jenseits dessen es kein anderes mehr gibt.<sup>46</sup> Die kultivierte und disziplinierte Lebensweise der Japaner, vor allem ihre Selbstkontrolle, erregte größte Bewunderung. Nur zwei Fehler werden ihnen angekreidet, ihre Neigung zu Fleischsünden, männliche Homosexualität eingeschlossen, und die fehlende Loyalität gegenüber ihren Fürsten; die Jesuiten waren in einer politischen Umbruchszeit ins Land gekommen.<sup>47</sup>

Die fremden Religionen als solche freilich wurden verworfen, und nach wie vor wurde wie in Amerika damit gerechnet, dass alle ihre Anhänger in der Hölle enden würden. Noch 1441 hatte das Konzil von Florenz die streng augustini-sche Lehre bekräftigt, *dass alle, die nicht zur Kirche gehören, nicht nur die Heiden, sondern auch die Juden, Häretiker und Schismatiker, des ewigen Lebens nicht teilhaftig werden können, sondern ins ewige Feuer wandern werden, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist* (Mt 25, 41).<sup>48</sup> Zwar ging die Theologie für die vorchristliche Zeit von der Vorstellung aus, dass Gott die Rettung der Gerechten auf Wegen bewirkt habe, die wir nicht kennen. Doch nachdem das Christentum zum ausschließlichen Heilsweg geworden war, schied diese Möglichkeit aus, wie

46 Diese Stelle Jesaja 18, 2 wird heute anders übersetzt und gedeutet.

47 MICHAEL COOPER (Hg.): *They Came to Japan*. Berkeley 1965, S. 43–47, 193, 199, 229, 256 f., 317 f.; DERS. (Hg.): *This Island of Japon*. João Rodrigues' Account of Sixteenth-Century Japan. Tokyo 1973, S. 70 f.

48 HEINRICH DENZINGER: *Enchiridion Symbolorum*. Freiburg 1921, S. 248 (Nr. 714).

gesagt, auch für Las Casas und erst recht für Acosta. Freilich stand den einschlägigen Bibelstellen der in 1 Timotheus 2, 4 bezeugte allgemeine Heilswille Gottes entgegen, der *will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen*. Es gab daher durchaus Vertreter der Auffassung, dass dem Gerechten, der das Seine tue, Gott seine Gnade nicht verweigern werde. Ob dazu impliziter Glaube an das Walten der göttlichen Vorsehung genüge, war im 16. Jahrhundert umstritten. Natürlich hingen besonders Humanisten als Verehrer der antiken Größen dieser Auffassung an, paradoxer- wie bezeichnenderweise auch der Gegner des Las Casas, der große Aristoteliker Juna Ginés de Sepulveda. Nach Thomas von Aquin war zwar der explizite Glaube an Jesus Christus erforderlich, aber damit zu rechnen, dass Gott dem Gerechten in irgendeiner Weise dazu verhelfen werde.<sup>49</sup> Unter diesem Aspekt konnte die Religionsgeschichte eines Missionslandes erhöhtes Interesse gewinnen.

Als die Jesuiten um 1600 ihre Chinamission aufnehmen konnten, begann diese Auffassung im Gegensatz zu allen bisherigen Missionen eine wichtige Rolle zu spielen und die Wahrnehmung der chinesischen Religionen stark zu beeinflussen. Oder sollte sie erst dank dieser Wahrnehmung spruchreif geworden sein? Der Begründer der China-Mission Matteo Ricci schrieb im 10. Kapitel des 1. Buches seiner „Geschichte der Einführung des Christentums in China“ in den Worten der deutschen Übersetzung, die Nicolas Trigault zu Propagandazwecken 1617 in Augsburg herausgebracht hatte: *Under allen Heidnischen Secten / hab ich von keiner gelesen / die in weniger jrrthumb gefallen sey / als die alte Chineser. Dann in jhren Büchern find ich das sie einen Höchsten Gott angebettet / welchen sie Himmel König / oder mit einem anderen namen: Himmel und Erden nennen. Scheint also sie haben etwan vermeint / Himmel und Erde seye lebendig / unnd dessen Seel für den höchsten Gott gehalten. Under disem haben sie wol auch unterschiedliche Geister / als welche die Berg / Wasser und vier theil der Welt beschutzen / verehrt. Man liset aber nicht das sie von dem höchsten Gott / oder von disen Geistern so schandliche ding geschriben haben als die Römer / Griechen und Aegypter / von ihren Göttern / welche jhre eigne laster darmit zu beschonen vermeint. Sonder haben die Chineser gelehrt man solle in allem der vernunft folgen / und bekennt / sie haben dieselbig von Himmel empfangen. Dannenher man billich hoffen mag / es haben jhre vil auß unermesslicher güte Gottes / vermittelst der sonderbaren [= besonderen] hilf: welche er (als die Theologen sagen) keinem verweigert / der sovil an ihme ist thut: durch das Gesetz der Natur / die Seligkeit erlangt.* Zumindest legen die Tugendlehren ihrer alten philosophischen Bücher und die Tugendbeispiele ihrer alten Geschichtswerke

---

49 DELGADO: Abschied (wie Anm. 4) S. 150–156.



diesen Schluss nahe. Heute allerdings glauben die meisten von ihnen an mehrere Götter oder, was noch schlimmer ist, an gar keinen Gott.<sup>50</sup>

Daraus ergab sich umstrittene Versuch einer Reihe von Jesuiten, an den angeblichen Urmonotheismus des Konfuzius anzuknüpfen und für die konfuzianische politische Kultur zentrale Riten in ein chinesisches Christentum zu integrieren. Bettelorden, Jansenisten und Protestanten kritisierten ihn heftig und nach komplizierten Intrigen wurde er 1742 von Rom endgültig abgewürgt. Zur Verteidigung ihrer Position überschwemmten die Jesuiten seit Trigault Europa mit einer Flut sinophiler Schriften, die ein geschöntes Bild einer angeblich aufgeklärten Elite boten und eine anhaltende Chinamode unter Intellektuellen und Künstlern auslöste. Paradoxerweise dürfte diese verzerrte Wahrnehmung der chinesischen Religion einiges zum Vernunftkult und zur Aufklärung beigetragen und damit im kirchlichen Sinn sogar kontraproduktiv gewirkt haben.<sup>51</sup>

Ricci selbst hingegen bekannte sich zwar zu seiner tiefen Sympathie für die Chinesen, machte aber kein Hehl daraus, dass sie seit langem im Dunkel des Heidentums versunken waren. So bietet er im Gegensatz zu späteren Propagandisten seines Ordens ein überaus akkurates, ja kritisches Bild der damaligen chinesischen Weltanschauung und Religion, beginnend mit einer Schilderung ihres Aberglaubens an glückliche Zeiten und Orte sowie die Möglichkeit, sich durch bestimmte Verfahren Unsterblichkeit zu verschaffen. Vom Menschenhandel ist die Rede, von der Kastration von Knaben und der Ermordung von Mädchen, eine Barbarei, die er allerdings durch den Glauben an die Seelenwanderung ein bisschen gemildert sieht. Anschließend schildert er die drei Hauptreligionen, zunächst den Konfuzianismus mit seinen am Wohlergehen des Gemeinwesens orientierten Morallehren und Riten. Es entgeht ihm nicht, dass der Neokonfuzianismus seiner Zeit pantheistisch war, wie er meint unter Einfluss des Buddhismus. Diese Philosophie möchte er mit Hilfe der alten chinesischen Philosophen widerlegen. Auch dem Buddhismus wird er einigermaßen gerecht, obwohl er ebenso wie die strikten Konfuzianer nicht viel von ihm hält. Er spielt aber mit dem Gedanken, dass die Chinesen, als die Apostel Bartholomäus in Nordindien und Thomas in Südindien predigten, durch Abgesandte eigentlich das Christentum holen wollten und aus Versehen den Buddhismus erhielten. In der buddhistischen Lehre und Praxis entdeckt er die Lehre des Demokrit von einer Mehrzahl von Welten, den Glauben des Pythagoras an die Seelenwanderung und eine Fülle von Anklängen an das Chris-

50 NICHOLAS TRIGAULT: *Historia von der Einführung der Christlichen Religion [...] in China*. Augsburg 1617, S. 79.

51 WOLFGANG REINHARD: *Gelenkter Kulturwandel im 17. Jahrhundert. Akkulturation in den Jesuitenmissionen als universalhistorisches Problem (1976)*, in: DERS.: *Ausgewählte Abhandlungen*. Berlin 1997, S. 347–399.

tentum, von einer Art Trinität, der Hölle, dem Zölibat bis zum Kirchengesang, kurzum für ihn eine Fülle von Indizien für offensichtlichen europäischen Einfluss. Am kürzesten und schlechtesten kommt der Daoismus weg, wegen seiner abstrusen Legenden und seiner Verbindung zur abergläubischen Volksreligion mit ihren unzähligen Göttern. Die Gebildeten freilich praktizieren einen Indifferentismus, für den alle drei Hauptreligionen zu einer einzigen werden.<sup>52</sup>

Obwohl Ricci und seine Nachfolger sich dank ihrer neuen theologischen Perspektive tiefer mit einer fremden Weltanschauung eingelassen hatten als je ein Missionar vor ihnen und noch lange nach ihnen, kann keine Rede davon sein, dass deren Wahrnehmung bei ihnen auf einer Vorstellung von Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung beruht hätte. Auch sie hielten die verschiedenen Varianten des chinesischen Heidentums für verwerflich und denunzierten die aus abendländischer Sicht unsittlichen Praktiken seiner Anhänger, wie üblich insbesondere, was die Sexualität anging. Nach wie vor war auch für sie nicht nur die eigene Variante des Christentums, sondern die gesamte abendländische Geisteskultur samt ihren antiken Vorläufern und ihrer aristotelischen Philosophie die überlegene Welt, die sie nach China verpflanzen wollten

Mit dem Scheitern der Chinamission rückte Indien stärker in den Mittelpunkt des Interesses, wo neben den Jesuiten und Kapuzinern auch Protestanten als Missionare und Beobachter eine Rolle spielten. Die niederländische Eroberung der meisten indischen Besitzungen der Portugiesen veranlasste den calvinistischen Pastor Abraham Rogerius planmäßig Material zur Lehre und Praxis der tamilischen Brahmanen zu sammeln, das nach seinem Tod 1651 in Leiden mit dem bezeichnenden Titel „De Open-deure tot het Verborgene Heydendom“ veröffentlicht wurde; eine deutsche Ausgabe von Christian Arnold erschien 1663 in Nürnberg. Trotz der traditionellen Perspektive handelte es sich um ein informatives Werk, das freilich darunter litt, dass der Verfasser kein Tamil sprach und daher auf die einseitige Information eines bestimmten Brahmanen vishnuitischer Richtung angewiesen war.<sup>53</sup>

Der hallesche Pietist Bartholomäus Ziegenbalg, der im dänischen Trankebar als Missionar wirkte, verfügte über ausgezeichnete Tamil-Kenntnisse, so dass seine Schriften und Briefe eine authentischere Wahrnehmung versprechen. Allerdings wurden seine Berichte vor der Veröffentlichung in Halle zensiert, nicht anders als jene der Jesuiten in Paris oder Rom, und seine Monographien überhaupt erst im 19. und 20. Jahrhundert veröffentlicht, „Malabarisches Heidentum“ 1926. Obwohl die Stimme des pietistischen Predigers stets zu hören ist, zeugen seine Beschreibungen von einem unabhängigen Forschergeist

52 PASQUALE M. D'ELIA (Hg.): Storia dell'introduzione del cristianesimo in Cina scritta da Matteo Ricci S.I. Roma 1942 (Fonti Ricciane 1), S. 94–132.

53 GITA DHARAMPAL-FRICK: Indien im Spiegel deutscher Quellen der Frühen Neuzeit (1500–1750). Tübingen 1994, S. 93–95, 351.

mit aufrichtigem Bemühen um das Verständnis einer fremden Religion. Doch sogar diese nur relative Toleranz gegenüber fremden Sitten schien den Autoritäten in Halle die Substanz des eigenen Glaubens zu bedrohen.<sup>54</sup> Dazu bestand kein Grund, denn auch für Ziegenbalg handelte es sich wie eh und je darum, die Inder von Satan zu Gott zu führen und ihnen die Falschheit ihres Götzendienstes möglichst mit Hilfe ihrer eigenen Lehrsätze vor Augen zu führen.<sup>55</sup> Diese Position unterscheidet sich nur wenig von derjenigen Sahaguns anderthalb Jahrhunderte zuvor. Wie jener gewinnt er überaus genaue Kenntnisse der fremden Religion, insbesondere des südindischen Shivaismus, so dass er bereits wie die modernste Religionswissenschaft keinen einheitlichen sogenannten ‚Hinduismus‘, sondern ein ganzes Bündel indischer Religionen kennt.<sup>56</sup> Der christlichen Missionstradition entspricht seine scharfe Ablehnung der erotischen Komponente indischer Religionen.<sup>57</sup> Aber er transzendiert diese Tradition ähnlich wie Las Casas oder Ricci, wenn er bei bestimmten Shivaiten im Zeichen einer verinnerlichten Frömmigkeit, beinahe von der Art der Pietisten, und eine monotheistische Gottesvorstellung entdeckt, die für ihn der Religion der Griechen und Römer weit überlegen und daher möglicherweise christlichen Ursprungs ist.<sup>58</sup>

Um dieselbe Zeit veröffentlichte ein calvinistischer Pfarrer, der auf Amboina und Java für die Niederländisch-Ostindische Kompanie Dienst getan hatte, 1724–1726 seine Beschreibung von „Oud en Nieuw Oost-Indiën“ mit 5000 Seiten und über 1000 Abbildungen. Darin werden alle möglichen Religionen vom Islam bis zur Naturreligion beschrieben. Absoluter Maßstab ist das reformierte Christentum, unter anderem, weil es die vernünftigste Religion darstellt, den extremen Gegensatz dazu bilden Religionslosigkeit oder Teufelskult bei den Naturvölkern. Alle Religionen stellen ein Mischungsverhältnis aus Licht und Finsternis dar, aus Vernünftigkeit und Aberglauben. Aber sie lassen sich nicht eindeutig auf einer Skala anordnen. So steht der Islam an und für sich dem vernünftigen Christentum besonders nahe, wird aber abgewertet, weil Mohammed ein Betrüger war. Die papistische Abgötterei ist zwar äußerst verwerflich, aber der Papst ist wenigstens kein Betrüger, sondern hat Anteil an der christlichen Wahrheit. Indische Religionen stehen zwar höher als Naturreligionen, sind aber in Theorie und Praxis dermaßen absurd, dass sie eine negative Sonderstellung bekommen. Am meisten Sympathie bringt er für den trockenen Moralismus der Konfuzianer auf.<sup>59</sup> Im Sinne moderner wissenschaftlicher Ra-

---

54 Ebd. S. 95–108.

55 Ebd. S. 353 f.

56 Ebd. S. 355–364.

57 Ebd. S. 368 f.

58 Ebd. S. 364.

59 FISCH (wie Anm. 13) S. 95–129.

tionalität handelt es sich durchaus um ein latentes Entwicklungsmodell der Religionen, die am Grad der Überwindung des Aberglaubens gemessen werden – wir stehen an der Schwelle der Aufklärung. Doch zugleich ist die eigene Variante des Christentums ganz selbstverständlich die vollkommenste und vernünftigste, ganz ähnlich wie für Thomas von Aquin und seine Nachfolger – die Schwelle ist noch nicht überschritten!

Freilich, trotz aller fundamentaler Gemeinsamkeiten christlicher Wahrnehmung fremder Religionen in Amerika und Asien, bei Katholiken und Protestanten, gibt es einen wichtigen Unterschied. Anders als in Amerika treffen wir in Asien auf Texte, die Fremdwahrnehmung des Christentums belegen. In China und Japan sind vor allem solche buddhistischer Provenienz überliefert, die in der Regel eine gründliche Kenntnis des Gegenstands verraten, auch wenn sie nicht auf den Hass eines abgewiesenen Priesteramtskandidaten zurückgehen wie im Falle des Japaners Fabian Fucan.<sup>60</sup> Offensichtlich waren Buddhismus und Christentum in beiden Ländern Rivalen.<sup>61</sup> Die Buddhisten waren sich dabei durchaus des fundamentalen Gegensatzes der Weltbilder bewusst. Auf der einen Seite ein unpersönliches Universum, das sich gesetzmäßig entfaltet und den Unterschied von Geist und Materie sowenig kennt wie die essentielle Personalität von Gott und Mensch, auf der anderen eine Welt, in der Geist und Materie Gegensätze sind und ein persönlicher transzendenter Gottesgeist das Universum und den Menschen als einmalige Person mit einer unsterblichen Seele geschaffen hat. Wenn dieser Schöpfer gut ist, warum hat er dann das Böse geschaffen? Wenn er insofern für das Böse verantwortlich ist, wie kann er dann Menschen in die Hölle verdammen? Warum musste er zur Reparatur dieser Panne seinen Sohn opfern? Wie kann dieser im Himmel und auf Erden zugleich sein? Kurzum, das Christentum wurde wegen seines altmodischen Glaubens an persönlich tätige Götter und wegen seiner logischen Widersprüche als intellektuell unterlegen betrachtet. Dazu kamen allerhand sekundäre Einwände, z. B. der Vorwurf, die Verpflichtung zum Zölibat und zur Einehe untergrabe mit dem natürlichen Verhältnis der Geschlechter die Familie und das für den Staat grundlegende Pietätssystem.

Aus den kritischen Briefen, die Tamilen an die pietistischen Missionare von Tranquebar gerichtet haben,<sup>62</sup> ergibt sich ein weniger radikaler Kontrast, vielleicht auch nur, weil die Tamilen höfliche Leute waren. Für sie hat Gott die Völker verschieden geschaffen und ihnen verschiedene Religionen gegeben.

60 GEORGE ELISON: *Deus Destroyed. The Image of Christianity in Early Modern Japan.* Cambridge/MA 1973.

61 ISO KERN: *Buddhistische Kritik am Christentum im China des 17. Jahrhunderts.* Frankfurt 1992.

62 KURT LIEBAU (Hg.): *Die Malabarische Korrespondenz. Tamilische Briefe an deutsche Missionare.* Sigmaringen 1998.

Offensichtlich ist ihr Gott kein eifersüchtiger Gott. Darum kommt für sie ein Übertritt nicht in Frage, ist nicht erforderlich, ganz davon abgesehen, dass ihnen die Anforderungen der Missionare zu anspruchsvoll erscheinen. An den Christen aber nehmen sie Anstoß, weil sie keinen Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern und den verschiedenen Kasten machen, weil sie Kühe schlachten und essen, weil sie überhaupt keine Unterschiede zwischen reinen und unreinen Speisen kennen, weil sie starke Getränke trinken, weil sie sich nicht mit Wasser abwaschen, wenn sie ihre Notdurft verrichtet haben, und überhaupt unsaubere Leute sind, weil sie den von Gott geschaffenen Unterschied der Völker ignorieren und daher kommen, um unter einem anderen Volk zu leben.

Die christliche Wahrnehmung fremder Religionen zu Beginn der Neuzeit fällt ziemlich einheitlich aus. Jene werden rundum als Götzendienst abqualifiziert; dabei wird höchstens unterschieden, ob es sich um Teufelsdienst oder nur Teufelstrug, um Schuld oder nur um menschliche Schwäche und Torheit handelt. Aus dieser sekundären Unterscheidung können sich freilich sehr verschiedene praktische Folgen für das Verhalten der Christen gegenüber den Heiden ergeben. Grundsätzlich sind aber alle Heiden Objekte der Mission, mag diese sich auf spirituelle Unterwerfungsabsicht beschränken oder mit materiell-politischem Imperialismus legitimatorisch Hand in Hand gehen. Die fremden Religionen werden dabei in der Regel ziemlich genau und zutreffend beobachtet, bis hin zu Vor- und Frühformen der Völkerkunde. Man muss den Gegner eben kennen oder zumindest die Menschen, denen man das Heil bringen will, verstehen, zunächst ganz wörtlich durch Erlernen ihrer Sprachen, dann aber auch durch hermeneutische Bewältigung ihrer Symbolwelt, was auf ihre mentale Überwältigung hinausläuft; für beides waren die Europäer im Gegensatz zu anderen Kulturen hervorragend gerüstet. Die christliche Wahrnehmung fremder Religionen war deshalb ungeachtet ihrer Befangenheit weit- hin empirisch korrekt und insofern sogar wissenschaftlich.

Soweit wir die Fremdwahrnehmung des Christentums durch die Anderen ebenfalls rekonstruieren können, fällt sie nicht weniger ethnozentrisch aus deren Wahrnehmung durch die Abendländer. Nichtsdestoweniger werden zumindest die Ostasiaten den theologischen Problemen der Christen durchaus gerecht. Allerdings blieb ihre Wahrnehmung auch dadurch beschränkt, dass die das Christentum nicht in seiner eigenen Umwelt kennen gelernt hatten wie die Europäer die fremden Religionen, sondern nur als abendländischen Exportartikel in den Rest der Welt.

Weit wichtiger sind aber zwei entscheidende Unterschiede. Erstens ist das Christentum die einzige expansive Religion neben dem Islam, der hier nicht zu Debatte stand, weil er Europa altvertraut war. Zweitens verbindet das Christentum zu Beginn der Neuzeit mehr den je in einzigartiger Weise die Abwertung der Fremden als Heiden mit ihrer Abwertung als Barbaren. Zur minderwertigen

Religion kommen minderwertige Sitten und unzulängliche Bildung. Auch ein Ricci oder Las Casas stellte auf der Gegenseite Bildungsmängel fest. Und wo sonst nichts mehr zu bemängeln blieb, wurde wenigstens sexuelle Hemmungslosigkeit gerügt. Jeder Fremde blieb zumindest ein Beinahe-Barbar.